Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Landes-Zeitung. 1870-1918
1900

520 (7.11.1900) Badisches Museum, Nr. 89

Visual Library

R 575

Badisches Museum

Blätter für Belehrung und Unterhaltung.

Beilage der „Badischen Landeszeitung“.

Nr. 89. — Erscheint zweimal wöchentlich. — **7. November. 1900**

Das neue Kunstverein-Gebäude.

K. F. **Karlsruhe**, 6. Nov.

Die Entwickelung des Kunstvereins gestaltete sich in den letzten Jahren so erfreulich, daß die zur Verfügung stehenden Räume völlig ungenügend wurden. Es war dem Verein jedoch nicht möglich, aus den vorhandenen Mitteln ein eigenes, ausreichendes Gebäude zu errichten, und nur dem hochherzigen Entschluß unseres Fürsten ist es zu danken, wenn in den nächsten Tagen ein neues Heim bezogen werden kann, um das uns andere Städte beneiden werden. Die Kosten des in der Waldstraße errichteten Gebäudes sind vollständig von der Großh. Zivilliste bestritten, die auch Eigentümerin des Gebäudes ist.

Bei der Aufstellung des Bauplanes glaubte der Vorstand des Kunstvereins aus finanziellen Gründen den Vorschlag machen zu sollen, nur den hinteren Teil des Gebäudes für Ausstellungszwecke zu verwenden, den vorderen aber für vermietbare Wohnungen herzurichten. Der ausdrückliche Wunsch des Großherzogs lautete aber, daß dem Gebäude der Charakter eines Ausstellungshauses rein gewahrt bleibe, zum mindesten im Hauptgeschoß, und so dient mit Ausnahme eines Ladenraums im Erdgeschoß und der entsprechenden Wohnung das ganze Gebäude dem Kunstverein. Von allen, die die Kunst lieben, wird dem Großherzog für diesen neuen Beweis seines wohlwollenden und feinsinnigen Interesses für das Kunstleben unserer Stadt der ehrerbietigste und lebhafteste Dank entgegen gebracht werden.

Von den eingereichten Entwürfen wurde der des Herrn Professor Friedrich Ratzel zur Ausführung angenommen, und im Frühjahr 1899 begann der jetzt vollendete Bau. Das Gebäude ist sowohl im Aeußeren, als im Innern im Barockstil gehalten, und mit diesen Formen wurde ein Werk geschaffen, das in seiner vornehmen Schönheit und mit der vorzüglichen Lösung des Raumproblems den großen und wohlverdienten Ruf der heutigen Karlsruher Architektur noch mehr befestigen wird. Es ist ein frischer, kraftvoller Zug in unsere Baukunst gekommen, und wenn München stolz ist auf seine Architekten, so dürfen wir getrost an seine Seite treten, wenn auch nur als kleinerer Bruder. An freier Subjektivität, an echter Empfindung und an großem Blick stehen die meisten unserer neuen Bauten nicht hinter denen Münchens und anderer Kunstmetropolen zurück. In der sehr schönen und reichen Fassade hat Professor Ratzel durch die architektonische Gliederung und durch Verwendung von Vergoldung für einzelne Architekturteile den besonderen Charakter des Gebäudes betont. Diese Vergoldungen und die Schriftenschilder sind viel umstritten, man findet sie zumteil zu laut. Der Architekt muß jedoch bei der Polychromierung von Außenarchitekturen mit dem rasch wirkenden Einfluß der Witterung rechnen und bald werden auch die Vergoldungen nicht mehr grell, sondern nur noch reich wirken und die vornehme Architektur der Fassade in zurückhaltender Weise beleben. Die Mitte des Erdgeschosses bildet der bereits erwähnte Ladenraum, neben dem sich zwei in Kupfer getriebene Thüren befinden. Die rechts führt zu den geräumigen Kisten- und Packräumen und dem hellen glasgedeckten Hof, der hauptsächlich als Betriebsraum dienen wird, aber auch Plastiken aufnehmen soll, deren Größe oder Gewicht eine Aufstellung in den oberen Räumen nicht erlaubt. Durch das Thor links, das sich durch die reiche architektonische Umrahmung von selbst als Eingang charakterisiert, betritt man eine Treppe aus rotem Marmor, die zu dem in weiß und gold gehaltenen Vorraum führt, dem Ausgangs- und Endpunkt des Rundganges durch die Ausstellungsräume. Eine reichvergoldete Thüre bildet zu diesem den Eingang. Der erste kleinere Oberlichtsaal ist vorwiegend in Grün gehalten und es fällt hier sofort auf, was die ganze Innenarchitektur charakterisiert: die liebevolle Durcharbeitung bis auf die letzte Einzelheit, ein Fernhalten von den grotesken Linien des fin de siècle sowohl als von den ausgetretenen Pfaden der so lange hier allein herrschenden Pseudo-Renaissance, die Einfachheit und die schönen Proportionen der Räume, in denen eine vornehme Wirkung bei sparsamer Verwendung von Architekturformen hauptsächlich durch die Nebeinanderstellung harmonisch abgetönter Farben erreicht wird. Es ist sehr erfreulich, daß bei der Ausstattung der Räume die Furcht vor der Farbe vollständig überwunden ist. Es geht jetzt schon etwas Erfrischendes, Gesundes von diesen Wänden aus, eine Freudigkeit, die der farbenfeindlichen Zeit unserer Eltern ganz fehlte. Von dem grünen Saal aus betritt man den Hauptsaal, der in mattem Rot gehalten ist. Mit seinen Dimensionen von 10 auf 17½ Metern übertrifft er allein den ganzen verfügbaren Raum des alten Lokals, das nur 8 auf 15 m maß, und bei seiner Höhe und dem wundervollen Licht macht er einen imponierenden Eindruck. Es überrascht überhaupt beim ersten Rundgang, wie viel Platz sich in der stattlichen Reihe der Innenräume entwickelt, weit mehr, als man bei der relativ schmalen Fassade erwartet, und wie breit und voll alle Räume beleuchtet sind. Neben dem Hauptsaal liegen zwei Kabinette mit Seitenlicht, das erste im Grundton graugrün, das zweite gelb. Von ihnen führt eine bequeme Treppe zu dem letzten, nach der Straße gelegenen Saale, in welchem das Kunstgewerbe seinen Platz finden soll, und dessen Decke im Gegensatz zu den anderen, weißen, in tiefen Tönen abgestimmt ist. Sämtliche Wände haben Holzverschalung mit Stoffbespannung, sodaß die im alten Lokal so störenden horizontalen Leisten wegfallen. Erwärmt werden die Räume durch die im Untergeschoß angeordnete Centralheizung. Der zweite Stock birgt das gleichfalls farbig gehaltene Sitzungs- bezw. Vorstandszimmer und die zum Laden gehörende Wohnung. Das Dachgeschoß bewohnt der Hausmeister.

Mit diesem Gebäude ist der Kunstbesitz Karlsruhes um ein nicht genug zu schätzendes Werk vermehrt. Es bildet nicht nur eine architektonische Zierde unserer Stadt, sondern ermöglicht es auch dem Verein, dessen Ruhm weit über die Mauern Karlsruhes hinausreicht, seine volle Kraft zu entfalten. Aus dem Munde eines Vorstandsmitgliedes hörten wir die Bemerkung, daß der Karlsruher Kunstverein von dem Ehrgeiz erfüllt sei, an die erste Stelle unter den gleichartigen Vereinigungen zu treten. Möge es ihm gelingen und möge das Publikum dem hochherzigen Beispiel des Großherzogs folgen und dem Verein durch sein volles und werkthätiges Interesse die zur Erreichung des Zieles notwendige Unterstützung zuteil werden lassen.

Erinnerungen an Bismarck.

Aus Bismarcks Göttinger Studentenzeit.

Der Verlag von W. Vobach u. Cie., Berlin-Leipzig, hat uns die soeben die Presse verlassenden Aushängebogen des zweiten Bandes seiner „Illustrierten Hausbibliothek“ zur Verfügung ge-

stellt, worin Dr. Stern in einem „Rundgang durch die deutschen Hochschulen“ u. a. auch Mitteilungen aus Bismarcks Göttinger Studentenzeit veröffentlicht. Wir lassen das Kapitel hier folgen:

In demselben Jahre, in dem eine der größten Erfindungen der Menschheit — der elektrische Telegraph — das Licht der Welt in Göttingen erblickte, weilte einer der größten Deutschen als Student in dieser Stadt: Otto v. Bismarck. Am 10. Mai 1832 wurde er als Rechtsbeflissener immatrikuliert und blieb drei Semester in Göttingen. In den ersten beiden wohnte er in der Rothenstraße Nr. 27, im letzten, Ostern bis Michaelis 1833, am Wall hinter der „kleinen Mühle“ in dem alten, jetzt durch eine eiserne Gedenktafel ausgezeichneten Stadtturm bei Gärtner Justus Voß, dem Großvater des Erneuerers der „Alten Fink“, Baumeisters Georg Rott.

Bismarck war kein übermäßig fleißiger Student, kein „Büffler“: im ersten Halbjahr hörte er fünf Stunden täglich, im zweiten drei, im dritten zwei. Dagegen besuchte er fleißig den Fechtboden und eignete sich hier jene Kunst an, die er später im politischen Leben, besonders als Redner, so oft glänzend bewährt hat: „Der Hieb ist die beste Parade“. Zuerst war er „Wilder“, gehörte also keiner Verbindung an. Infolge von Reibereien, die er mit Mitgliedern des Korps Hannovera bekam, mußte er verschiedene Mensuren „auspauken“ und wußte hierbei den Vorteil seiner hochgewachsenen Gestalt mit Geschick auszunutzen. Das forsche, schneidige Auftreten der „Hannoveraner“ imponierte ihm, er wurde mit ihnen näher bekannt und schließlich — aktiv. Im dritten Semester war der „bescheidene Fuchs“, der inzwischen ein gewichtiges Mitglied geworden war, schon Senior des Korps. Wegen Gegenwart bei einem Pistolenduell (am Rischenkruge), wo Bismarck als „Unparteiischer“, da er die Gegner nicht versöhnen konnte, mit Geschick dafür sorgte, daß sie sich möglichst wenig Schaden thaten, erhielt er zehn Tage Karzer. Das alte Konzilienhaus, in dem er sie absaß, steht nicht mehr; aber die Thür des Gefängnisses mit Bismarcks eingeschnittenem Namen darin ist glücklich gerettet und nach der städtischen Altertumssammlung gebracht worden. Die sonstigen Karzerstrafen Bismarcks, sowie die bedingte Unterschrift der angedrohten Entfernung von der Universität (consilium abeundi), erfolgten wegen formaler Verstöße gegen die den Verbindungen von den akademischen Behörden vorgeschriebenen Regeln. Wegen Rauchens auf der Straße mußte er einige Male einen Thaler bezahlen und auch „wegen Auswerfens einer Bouteille“ aus dem Fenster, die hoffentlich vorher ausgetrunken war, wurde er einmal in Strafe genommen. Nun, alle diese „Vergehungen“ haben der Charakterentwickelung des jungen Bismarck nichts geschadet, und mit Stolz bewahrt noch heute die „Hannovera“ in ihrem an der Bürgerstraße gelegenen, durch seine Bemalung mit farbigen Fresken auffallenden Korpshaus eine aus jener Zeit stammende Silhouette, die Otto den Großen als „Hannoveraner“ darstellt.

Später ernannte die Stadt Göttingen ihren einstigen Studenten zum Ehrenbürger, und Verehrer des Fürsten im In- und Auslande spendeten die Mittel zur Errichtung des auf der Kuppe des Kleperberges majestätisch sich erhebenden Bismarckturms, in dessen Gedächtnishalle die Bronzebüste des Fürsten Aufstellung gefunden hat. Auch im Flur des kaiserlichen Postamts erinnert ein marmornes Relief-Porträt Bismarcks an seine Göttinger Studentenzeit.

Briefe Bismarcks an seine Frau.

Aus der schon angekündigten Reihe von Briefen Bismarcks an seine Braut und Gattin, die demnächst im Cotta'schen Verlage erscheinen sollen, ist die Zeitschrift „Weite Welt“ schon jetzt in der Lage, einige zu veröffentlichen. Folgenden Brief hat Bismarck aus Paris, den 27. August 1855, an seine Gattin geschrieben:

Mein Liebchen!

Seit drei Tagen liegt das Papier bereit, Dir zu schreiben, und stets spült mich die Welle des tollen Treibens wieder vom Tische fort. Es ist immer etwas zu thun, und doch bleibt es ein geschäftiger Müßiggang. Soeben ist die Königin von England abgereist, stolz mit acht geführten Pferden, im Schritt und mit großem Zuge, Kanonendonner und allem Zubehör; dann habe ich mit dem Herzog von Ratibor gefrühstückt, und das endlose Geschäft, Paris zu besehn, fortgesetzt. Gestern war dîner und Ball bei Hatzfeld, alle möglichen Völkerschaften, nur keine Russen. Vorgestern Ball in Versailles, sehr prachtvoll, und viele merkwürdige Menschen zu sehn. Ich wurde der Königin Victoria, dem Kaiser und der Kaiserin vorgestellt, und man hatte nach hiesigem Styl ungewöhnliche Liebenswürdigkeit für mich. Die Kaiserin ist schöner als alle Bilder, die ich von ihr gesehen habe, ungemein graziös und lieblich, mehr das Genre von Malle als von Nelly*), aber ein längeres schöneres Gesicht wie erstere, schönere Augen und Mund und natürlich fabelhafte Diamanten. Die Ausstellung ist langweilig, mit Ausnahme der Gemälde. Millionen der verschiedenartigsten Gegenstände, deren Namen man nicht weiß, und deren Masse einem auch ohne das betäubende Geschnurre der Maschinen die Klarheit des Eindrucks benimmt. Man würde mehrere Wochen seine Zeit allein darauf verwenden müssen, um sich einigermaßen zu orientieren. Heut bin ich zum dîner bei Graf Walewsky,**) dem hiesigen Manteuffel, der eine sehr angenehme Frau, eine Italiänerin hat. Diese ewigen dîners lassen mich gar nicht zur Ruhe, und besonders ins Theater kommen; man ißt um 7, mit Kaffee und Cigarre wird es 9, und eine halbe Stunde braucht man außerdem bei den fabelhaften Entfernungen. Von uns bis zu Moritz Bethmann heißt hier c'est tout près d'ici; es ist ärger als in London, wo man nur in einem Theil der Stadt sich bewegt. Ein Menge Straßen von früher sind ganz verschwunden, und lange gerade wie die Friedrichstraße, mit 400 und mehr Hausnummern dafür entstanden. Ich habe mich garnicht mit Löwentödtung befaßt, man macht sich nur das Leben schwer damit, und jetzt ist mir Paris schon über, womit ich aber nicht sagen will, daß es mir bisher nicht sehr interessant gewesen wäre. Ich werde morgen oder übermorgen abreisen, um mich noch einige Tage im Lande umherzutreiben, entweder nach der Loire, oder nach Rouen und Rheims, je nachdem ich an Rederns und Ratibor, die dieselbe Absicht haben, Gesellschaft finde, und dann werde ich mich freuen, wieder in unseren vier Pfählen zu sein. Die eigentliche Reiselust ist mir doch vergangen. Können wir uns ein hübsches Plätzchen für einige Wochen noch ausfindig machen, so gehe ich gern mit Dir dahin; aber hier Dich herzubringen, das hat doch seine Bedenken. Die Gasthöfe sind fabelhaft überfüllt; man sagt, daß sechsmalhunderttausend Fremde hier sind; ich schreibe es in Buchstaben, sonst denkst Du, es ist eine Null zu viel. Die Theuerung ist groß, und ich bin Hatzfeld sehr dankbar für das kleine Kabinet (noch nicht wie mein rothes) in dem ich wohne und schlafe. Dabei würdest Du Hatzfeld's wegen nicht vermeiden können, hier der Gesellschaft einigen Tribut zu zahlen und eine Menge fremder Bekanntschaften zu machen. Die Visiten und Gäste reißen nie ab im Hause.

Herzlichen Dank für Deine Briefe; nach dem ersten Stillstand von 8 Tagen habe ich nun 3, den heut durch Zietel*) erhaltenen mitgerechnet. Mir geht es sehr wohl, und ich danke Gott, daß auch bei Euch bisher ein Gleiches ist. Wetter herrlich, besonders Abends, wenn wir mit Mondschein und Cigarren im Garten sitzen, dicht über der Seine, mit dem Blick auf diese und die Bäume und Lichter des Tuileriengartens am andern Ufer. Ich muß enden, sonst kommt der Brief auch heut nicht fort. Leb wohl mein Herz. 1000 Grüße an Eltern und Kinder. Dein treuester v. B.

Einige Stellen aus einem Carlsbad 1. July 1864 datierten Briefe mögen auch folgen:

Mein geliebtes Herz

Ich benutze einen freien Moment zum Schreiben, obschon der Brief erst Morgen abgehen wird . . . Roon und Eulenburg sind heut Nachmittag wieder nach Berlin; die Neigung den Landtag zu berufen, zurückgedrängt. Das sollte mir fehlen, mitten im Sommer! Ich war etwas in Versuchung sie zu begleiten, die Minister nämlich, und Dir zu telegraphieren, daß Du mich morgen noch erwarten möchtest. Aber der König machte bei dem halb scherzhaft angeregten Gedanken ein so unglückliches Gesicht, daß ich mich nicht entschließen konnte . . . Was hast Du den Kindern so viel an den Zähnen feilen lassen? plombieren mag sein, aber feilen ist mir ängstlich, und ich fühle es bis hier in die Nerven! . . . Dem König geht es sehr gut, der Alsener Schluck aus dem Siegesbecher bekommt ihm noch besser als der Sprudel. Wir sind mit Oesterreich, Frankreich und Rußland ein Herz und eine Seele und werden mit Glückwünschen getränkt, bei denen das Lächeln mitunter etwas „gelblich“ ist, wie der Franzose sagt. Möge Gottes Beistand uns weiterhin auch nicht fehlen. Prz. Fried. Carl wieder unausstehlich mit unvollkommenen Nachrichten, die uns über Wien und Kopenhagen vollständiger zugehn, als von ihm. Auf des Königs telegr. Verlangen nach Details antwortet er mit einigen Ordensvorschlägen für Favoriten von ihm, und wir wissen noch heut nicht, wo und wie man hinübergekommen (nach Alsen), wie viel Leute wir verloren haben und wen, wie viel Geschütze und Gefangene und ob und wie die Dänen sich eingeschifft haben. — — —

*) Brints. **) Sohn einer Polin und Napoleon I.

*) Zietelmann, von der Gesandtschaft in Frankfurt a. M.

Das Theater unter Napoleon I.

‡ Henri Welschinger bringt im Pariser „Journal des Débats“ einen reich dokumentierten Artikel über das Theater unter Napoleon I., aus dem wieder die alles umspannende Umsicht dieses gewaltigen Genies klar und eindringlich hervortritt. Am 8. Juni 1806 erließ der Kaiser ein Dekret, demzufolge kein Theater in Paris ohne seine spezielle Erlaubnis eröffnet werden durfte und das die Spielpläne der Oper, der Komischen Oper und der „Comédie française“ feststellte, mit dem ausdrücklichen Verbote an jedes andere Theater, die auf diesen Spielplänen aufgezählten Stücke darzustellen. Er hatte einen Augenblick bedauert, daß die Oper dem Staate fast 800 000 Frcs. jährlich kostete, aber dann doch zugestanden, daß man ein Unternehmen unterstützen müsse, „das der nationalen Eitelkeit schmeichelte“. Bezüglich der „Comédie française“ äußerte er zu wiederholten Malen, daß dieses Theater zu dem Nationalruhme gehörte. Einige seiner Ratgeber gingen ihn um eine wirksamere Unterstützung der dramatischen Kunst an. „Zuviel Fürsorge ist keine Wohlthat mehr,“ erwiderte der Kaiser verständig. „Es giebt nichts so tyrannisches, als eine Regierung, die väterlich sein will. Ein Vater hat ein besonders gebildetes Herz, das man nicht nachzuahmen vermag.“

Indessen erließ er doch auf die Beschwerden des kaiserlichen Kommissärs an der Komischen Oper Campenon und die Klagen Herrn de Rémusats hin, daß ganz Paris zu dem Ausstattungsstücke „Pied de Mouton“ strome und die klassischen Theater im Stich lasse, eine strengere Verfügung am 29. Juli 1807, durch die 17 Theater einfach unterdrückt und nur die „Comédie française“, die Oper, die Komische Oper, die Buffo Oper und vier kleinere Musentempel bestehen gelassen wurden. Er glaubte, indem er die

Intendantur der Hauptbühnen dem Grafen de Rémusat anvertraute und ihnen eine große Fürsorge bekundete, ihre Prosperität zum Schaden der kleineren genügend zu sichern, obwohl Talma noch mehr verlangte. Dieser hochmütige und eifersüchtige Künstler hatte die Schließung des Variété-Theaters gewünscht, in dem damals der Komiker Brunet Triumphe errang, aber vergeblich. Das Variété-Theater wurde beibehalten und Brunet begnügte sich mit der bissigen Bemerkung: „Man behauptet, ich thue Talma Abbruch; wir spielen doch nicht in dem gleichen Genre.“ — Fast ganz unbekannt ist ein kaiserliches Dekret vom 24. Februar 1806, durch das eine Theaterkasse eingerichtet wurde. Die Verfügung besagte, es sollten monatlich 150 000 Frcs. von dem Polizeiminister an den Schatzmeister der kaiserlichen Musikakademie Bonnemer gezahlt werden, da der letztere zur Verwaltung der neuen Kasse berufen war. Diese Gelder konnten auf Anordnungen des Großmeisters des kaiserlichen Palastes Durochin ausgegeben werden; derselbe hatte monatlich über die finanzielle Lage Bericht zu erstatten. 60 000 Frcs. davon waren monatlich für die Oper bestimmt und das Théâtre Favart wurde derselben für ihre Proben zur Verfügung gestellt. Wenn man die Kassenübersicht von 1807 studiert, so ersieht man, daß die Oper außer ihren 60 000 Frcs. monatlich noch 160 000 Francs zur Begleichung ihrer Schulden, 100 000 Frcs. als außerordentlichen Zuschuß und 40 000 Frcs. für die Miete des Théâtre Favart erhalten hat, ganz abgesehen von 187 000 Frcs. zur Rückzahlung an die Tilgungskasse. Das „Théâtre Français“ wurde nicht so verwöhnt: es erhielt nur 1000 Frcs. monatlich. Dagegen wurden der Komischen Oper außer den monatlichen Subventionen von 8000 Frcs. 80 000 Frcs. zur Abzahlung rückständiger Ausgaben gewährt. Die Buffo Oper erhielt 10 000 Frcs. monatlich. An besonderen Gratifikationen wurden bewilligt dem Adrien de Lezay 35 000, ferner Talma 24 000, dem Mamelucken Kaschiff 3600 Frcs., dem Censor Nogaret monatlich 333 Frcs. u. a. m. Was hat der Mameluck mit der Theaterkasse zu thun? Aber später kommt es noch viel besser. Man liest unter den Namen der Personen, die Gratifikationen aus derselben erhielten, die des Malers Callet, des Palastpräfekten de Bausset, des Stallmeisters de Saint-Salpire, der Generale Dupas und Schramm und Auguste de Talleyrands, der allein wahrscheinlich auf Verwendung seines Verwandten, des berühmten Diplomaten, 27 000 Frcs. bekam. Grétry wurde eine Spende von 6000 Frcs. und einer Tabaksdose aus dieser Kasse zuteil. Dieselbe mußte überhaupt zu allem möglichen dienen und beispielsweise auch zur Errichtung des Denkmales für die Feldzüge in Italien und Deutschland beisteuern.

In dem Kassenberichte für 1807 findet sich eine Notiz, der zufolge das Budget der Oper auf 1 610 912.33 Frcs. veranschlagt war, und daß außer den 720 000 Frcs. Subvention ein Kredit von 187 256 Frcs. zur Herstellung des Gleichgewichts zwischen Einnahmen und Ausgaben verlangt wurde. — Für die Reise und die Aufenthaltskosten der französischen Schauspieler in Erfurt zu den berühmten Vorstellungen vor dem „Parkett von Königen“ hatte Napoleon 73 870 Frcs. bewilligt. Von einer Aufführung der „Athalie“ in Erfurt wollte er nichts wissen und rief entrüstet aus, als ihm der alte Schauspieldirektor Dazincourt diese Tragödie in Vorschlag brachte: „Es sollte mir gerade einfallen, einen Joas den Deutschen in die Köpfe zu setzen.“ Er wolle nur Stücke, die man als Verherrlichung seiner Person auslegen konnte, wie „Cinna“, „Mahomet“, „Celid“, „Mithridate“, „Bajazet“, „la Mort de César“ u. s. w.

Von der Weltausstellung.

‡ **Paris**, 6. Nov.

Der Transvaal-Pavillon der Weltausstellung, der bekanntlich in den Besitz eines reichen Holländers übergegangen ist, ist seit einigen Tagen geschlossen. Die Nationalisten behaupten, die Schließung des Pavillons wäre im Auftrage der Regierung erfolgt, weil der Kommissär der Transvaal-Republik sich geweigert hätte, die für England und Herrn Chamberlain schwer beleidigenden Inschriften, die an den Mauern des Pavillons angebracht sind, entfernen bezw. übertünchen zu lassen.

Die letzten Weltausstellungsfeste nehmen einen so glänzenden Verlauf, daß den offiziellen Gästen der französischen Republik der Abschied wahrlich sehr schwer gemacht wird. Das Generalkommissariat der Weltausstellung gab am Samstag Nachmittag zu Ehren der fremden Kommissäre und Aussteller eine Festvorstellung in dem weiten Festsaale des Marsfeldes, die einen durchschlagenden Erfolg hatte. Die „Marseillaise“, die zu Beginn der Vorstellung von dem Orchester der Großen Oper zu Gehör gebracht wurde, wurde von den Anwesenden stehend angehört und stürmisch beklatscht. Die von Rezitativen begleiteten „Danses de jadis et de naguère“, in denen sich die neuen Kräfte der Oper zeigten, fanden den gewohnten Beifall, der sich bei dem „Chant du XX. Siècle“ noch erheblich steigerte. Der Akademiker de Bornier hatte für die Musik des „Chant du Départ“ von Mehul neue Strophen geschrieben, in denen der Dichter, der Arbeiter, der Bauer, der Soldat, eine Mutter und endlich die Stadt Paris die Errungenschaften des Friedens und der Arbeit preisen.

Das Chrysanthemum-Fest, das seitens des japanischen Generalkommmissärs im Trocadéro-Park veranstaltet wurde, überstieg an zarter Harmonie und fürstlicher Pracht alle Erwartungen. Die ganze Umgebung des japanischen Pavillons, dessen unermeßliche Kunstschätze allen Besuchern unvergeßlich bleiben, war in einen feenhaft beleuchteten Chrysanthemum-Garten umgewandelt worden, wie man ihn selbst in Japan wohl nur selten zu schauen vermag.

Auf dem Finanzministerium, dessen Prunkräume zu den schönsten der Pariser Paläste gehören, fand des Abends ein Galadiner zu Ehren der fremden Generalkommissäre der Weltausstellung statt, an das sich ein glänzender Empfang schloß, zu dem nur eine beschränkte Anzahl von Einladungen ergangen war. Finanzminister Caillaux, der als Junggeselle nur selten empfängt, bot seinen Gästen nicht nur den Anblick der in dem Louvre-Palast angehäuften Kunstschätze, unter denen eine große Anzahl poetischer Landschaften Daubignys zu nennen sind, sondern auch eine sehr angenehme Zerstreuung durch die Aufführung einiger lustiger Einakter und ein höchst originelles Programm des humoristischen Zeichners Jean Veber: der Hausherr, der eine phrygische Mütze trägt, zerstreut mit einer Schaufel das aus einem Füllhorn strömende Gold über Paris. Eine ultra-moderne Fortuna thront auf dem Füllhorn, indeß die Menge sich gierig auf das Gold stürzt.

Der Justizminister Monis gab seinerseits den höchsten Gerichtsbeamten ein Festessen, an das sich gleichfalls ein stark befuchter Abendempfang mit Theatervorstellung schloß.

* * *

Die letzten Tage.

Der Handelsminister Millerand war offenbar gut beraten, als er die Dauer der Weltausstellung noch um eine Woche verlängerte, da die Zahl der Nachzügler, zumeist Pariser, noch immer eine sehr ansehnliche ist. Die Fremden und die Provinzler, die seit Monaten alle Wege und Stege des Ausstellungsgeländes und alle Wagen und Omnibusse von Paris für sich in Anspruch nahmen, sind abgereist und mit ihnen sind auch die internationalen „Camelots“, die längs der großen Boulevards Ansichtspostkarten, Ausstellungs-Albums und Ausstellungs-Tickets anboten, verschwunden. Der eingeborene „Camelot“ ist wieder Herr des Pariser Straßenpflasters geworden und seine weinheisere Stimme, mit der er noch vor Kurzem inmitten des Sprachengewirrs der großen Boulevards den Seufzer des „sterbenden Schweinchens“ anpries, gilt nur noch dem Partezettel und dem Testament der in den letzten Zügen liegenden Weltausstellung, einem recht kläglichen Machwerke der Pariser Straßenlitteratur. Zum Glück bietet der Wiederbeginn der parlamentarischen Thätigkeit eine kleine Abwechslung, da die „Camelots“ nunmehr wieder die Abendblätter mit den üblichen fetten Untertiteln, die nationalistische „Patrie“, den sozialistischen „Petit-Sou“, den radikalen „Petit Bleu“ anbieten können. Allein dieses Geschäft geht nicht recht, offenbar deshalb, weil die große Menge der Boulevard-Bummler sich nicht allzu sehr für die politischen Vorgänge interessiert. Deshalb wärmen die „Camelots“ einen zwar veralteten, aber noch immer zugkräftigen Kniff auf, der darin besteht, daß eine Schar von zehn oder zwölf, einige hundert Exemplare eines obskuren Blattes für etliche Sous ankaufen und damit schreiend und kreischend abgelegene Straßen und Viertel durchziehen. Gewöhnlich wird ein entscheidender Sieg der Buren und eine furchtbare Niederlage der Engländer als „Nachricht der letzten Stunde“ ausgerufen. Das Geschrei aus den zehn heiseren Kehlen schreckt die friedlichen Bewohner der stillen Viertel aus ihrer Behaglichkeit auf; sie stürzen ans Fenster und senden den „Camelots“ das Dienstmädchen nach, das selbst so neugierig ist, daß es vorerst das Blatt überfliegt, ohne natürlich die angekündigte sensationelle Nachricht zu finden. Je entlegener die Straße, in der die „Camelots“ hausen, ist, desto besser geht das Geschäft und binnen einer halben Stunde haben diese ihr Papier an den Mann gebracht. Das läßt sich aber nicht allzu oft wiederholen, da die so gefoppten Spießbürger keinen Spaß verstehen und manchmal sogar die Hilfe der Polizei in Anspruch nehmen, um sich für den Auffitzer zu rächen. Es hat den Anschein, als hätte die Weltausstellung die „dichterische“ Gabe der Straßenpoeten erstickt, da gegenwärtig auch nicht der geringste Gassenhauer an den Straßenecken für 10 Centimes „paroles et musique“ ausgeboten wird. Nur die Ladenhüter der Buchhändler, zu denen schon die Albums mit den Ansichten der Weltausstellung gehören, finden unter den „Camelots“ noch Liebhaber, da sie diese mit großem Nutzen absetzen. Napoléon Hayard, der „Kaiser der Camelots“, hat für seine Armee noch nichts neues bereit, und deshalb umlagern die Straßenverkäufer seine Bude in der „Rue du Croissant“ und harren der kommenden Dinge. Das können sie umso leichter, als sie während der Ausstellung ganz gute Geschäfte gemacht und verhältnismäßig flott gelebt haben. Einige unter ihnen, allerdings eine geringe Minorität, haben sogar einige Groschen gespart und sich als „Unternehmer“ etabliert, d. h. sie kaufen irgend einen Ausschußartikel in größeren Quantitäten und verteilen diesen

auf eine Anzahl von „Camelots“, die nunmehr für sie arbeiten. Das einzig Unangenehme ist nur, daß es noch keinen „Schlager“ giebt, der reißenden Absatz findet, weshalb die „Großhändler“ mit Vergrößerungsgläsern, Tintenstiften, Magneten, billigen Kleiderbürsten u. s. w. vorlieb nehmen müssen. Das geht aber nicht auf die Dauer, und deshalb dürfte schon in der nächsten Zeit ein neuer Artikel das Licht der Boulevards erblicken.

Nach der von der Verwaltung der Weltausstellung verfaßten Statistik sind vom Beginn der Ausstellung bis zum 4. November in den Ausstellungsgeländen 37 207 689 bezahlte und 10 963 085 freie Zutritte, zusammen also 48 170 774 Besucher gezählt worden. Die Zahl der abgegebenen Tickets beträgt 43 952 624. Bis zum Schluß der Ausstellung dürften demnach mit Rücksicht auf die angekündigten Festlichkeiten an 46 Millionen Tickets vereinnahmt werden, sodaß schließlich 19 Millionen von den ausgegebenen 65 Millionen unbenützt bleiben werden. Trotz dieses ansehnlichen Restes kosten die Tickets noch immer 12½ bis 15 cts., was offenbar darauf zurückzuführen ist, daß der „Crédit Lyonnais“, der den offiziellen Verkauf übernommen hat, bis zum letzten Augenblick seine Preise behauptet.

Verschiedenes.

* **Goethe in Heidelberg.** Von befreundeter Seite werden wir auf das höchst mangelhafte Deutsch aufmerksam gemacht, in welchem die neueste Inschrift zur Erinnerung an Goethe's 150. Geburtstag und die aus dessen Anlaß „stattgefundene“ Feier abgefaßt ist. Wir möchten diese Inschrift der Revision durch einen Sprachsachverständigen empfehlen. Man wird sich dann wohl entschließen, durch eine korrigierte Inschrift der berechtigten Kritik zu genügen.

* **Gekrönte Häupter als Musiker.** Mazarin sagte: „Ils chantent, donc ils payeront.“ Heutzutage könnte der Kardinal nicht mehr so sprechen, „denn unsere Souveräne singen und wir tragen die Kosten für die Begleitung,“ meint die „Fronde.“ Zu den besonders talentierten Sängern unter den Fürsten gehört nach ihrer schmeichelhaften Ansicht unser jetziger Kaiser Wilhelm II.: er hat einen außergewöhnlich schönen Bariton. Die Regentin von Spanien wäre eine große Sängerin geworden, wenn sie das Schicksal nicht zur Königin gemacht hätte; sie besitzt einen wundervollen Mezzosopran. Auch die Königin Viktoria hatte in ihrer Jugend eine sehr schöne Stimme; sie genoß den Unterricht der Patti (?) und sang oft Duette mit ihr. König Oskar von Schweden verfügt über eine kleine Tenorstimme. Der Zar aber singt nie, er pfeift. Abdul Hamid ist ein ausgezeichneter Musiker: er komponiert geistliche Gesänge und besitzt eine Orgel, auf der er improvisiert. Er könnte einen Kapellmeister machen, wenn er in die Verbannung wandern müßte. Ferdinand von Bulgarien ist Baßsänger. König Leopold von Belgien hatte als Jüngling einen schönen Tenor. Er besitzt ein seltenes musikalisches Gedächtnis und ist ein gründlicher Kenner Richard Wagners, dessen Kompositionen er auf dem Piano spielt. König Viktor Emanuel III. hat wenig musikalisches Gehör und singt mit Vorliebe traurige Weisen. Die jugendliche Königin Wilhelmine aber ist keine Freundin der Musik und duldet nicht, daß in ihrer Gegenwart musiziert wird. Ihr künftiger Gemahl, der ein leidenschaftlicher Musikliebhaber ist, wird demnach ein großes Opfer bringen müssen, wenn er ihr nicht mißfallen will.

* **Herzog Heinrich von Mecklenburg,** der Bräutigam der Königin Wilhelmine, hat schon in seinen Knabenjahren Beweise besonderer Geistesgeweckheit gegeben. Eine Erinnerung an einen solchen Vorfall bildet eine kleine Gipsstatuette, die die ältere Schwester des Herzogs, die jetzige Großherzogin Elisabeth von Oldenburg, als Kind darstellt. Sie befindet sich in einem Häuschen des Schloßparkes von Rabensteinfeld, und zeigt die Figur die Eigentümlichkeit, daß das Näschen völlig abgeplattet ist, als wäre die Spitze durch häufigen Druck abgerieben worden. Der Attentäter war Herzog Heinrich. Als er eines Tages mit seiner Schwester im Parke spielte, kam es zwischen beiden zu einem heftigen Streit. Schon schien es, als würde es gar zu Thätlichkeiten kommen, als der kleine Prinz plötzlich davon stürzte, um nach wenigen Augenblicken beruhigt und anscheinend höchst befriedigt zurückzukehren. Als sich dieses Fortlaufen und Wiederkehren auch bei späteren Vorfällen wiederholte, folgte man dem Prinzen einmal und sah ihn vor die Gipsbüste der Schwester hintreten und dieser einige kräftige — Nasenstüber verabreichen. Man führte den Kleinen vor die Großherzogin, die ihn über seine Handlung inquirierte. Der Kleine sah der Mutter ruhig in das Gesicht und sagte: „Elisabeth hat mich sehr beleidigt, dafür mußte ich sie strafen, aber — wehe wollte ich ihr doch nicht thun!“

* **Der Sternenhimmel im November.** Merkur wird gegen Ende des Monats des Morgens im Südosten sichtbar, zuletzt ¾ Stunden; die Dauer der Sichtbarkeit der Venus nimmt weiter ab und beträgt am Ende des Monats kaum noch drei Stunden; Mars geht zuletzt um ½11 Uhr abends auf, die Dauer seiner Sichtbarkeit wächst auf nahezu acht Stunden an; Jupiter wird Mitte des Monates ganz unsichtbar; Saturn nähert sich seiner Konjunktion mit der Sonne und kann daher am Ende des Monates kaum noch eine halbe Stunde tief im Südwesten gesehen werden.

* **Einen köstlichen Beitrag zur Verelendung der Massen** liefert die Geschäftsstelle der sozialdemokratischen Partei in Berlin durch folgende auf dem Umschlag des von ihr herausgegebenen Protokolls des Mainzer Parteitages in fetter Schrift stehende Anpreisung:

Porträts Bebel, Liebknecht, Singer
(à 1.50 M., auch Künstlerdrucke auf Japanpapier je 10 M., alle drei zusammen 25 M.).
Porträts Marx und Engels in Kupferradierung
(das Paar 5.50 M., Künstlerdrucke 10 M. das Stück.).
Photographien von Liebknechts Begräbnis (40 Pf.).
Liebknecht auf dem Sterbebett (60 Pf.).
Liebknecht-Postkarten
(Als Freischärler. Bei der Arbeit. Auf dem Sterbebett. Sein Grab.).
Gruppen-Bild der Reichstags-Fraktion (60 Pf.).

Ganz abgesehen von dem hier getriebenen Personenkultus, gegen den auf dem Mainzer Parteitage ungehört ein Einzelner mit dem Hinweise protestierte, daß es doch eine sozialrevolutionäre Partei entwürdige, wenn sogar mit Ansichtspostkarten vom Leichenbegängnis Liebknechts Hausierhandel getrieben würde, muß die sozialdemokratische Partei- und Geschäftsleitung im Gegensatz zu ihren sonstigen Behauptungen von der Verelendung der Massen, von der finanziellen Leistungsfähigkeit eben dieser Massen, eine sehr hohe Meinung haben, wenn sie nicht zögert, ihr Künstlerdrucke zu 10 Mark das Stück anzubieten. Hoffentlich sind die „Genossen“, auf die hier zur Füllung und höheren Ehre der Parteikasse durch eine recht hohe indirekte Steuer spekuliert wird, so verständig, ihr Geld für nützlichere Dinge, denn für die papierenen Reproduktionen ihrer Parteigötzen auszugeben.

* **Die Nernstlampe.** Endlich scheinen sich die Schwierigkeiten, welche der praktischen Verwertung der Nernst'schen Erfindung im Weg standen, vermindert, wenn nicht ganz gelegt zu haben. Die „Berliner Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft, welcher Professor Nernst die praktische Verwertung und den allgemeinen Vertrieb seiner Erfindung übertragen hat, teilt soeben in einem Rundschreiben an die Fachzeitungen ꝛc. mit, daß die Nernst-Lampe jetzt in den Verkehr gelangt.

* **Der Jüngling mit dem Kinderbillet.** Die „New-York-Trib.“ erzählt folgende hübsche Geschichte: Ein 21jähriger junger Mann zeigte kürzlich dem Schaffner den Rückfahrtcoupon eines Kinderbillets für die Strecke San Francisco nach Kansas vor. Auf die Weigerung des Beamten, das Billet als gültig anzusehen, erklärte der Reisende, er habe das Billet vor elf Jahren gekauft, und da keine Gültigkeitsdauer vorgeschrieben, diese vielmehr unbeschränkt sei, so könne er jetzt als 21jähriger die Strecke zurückfahren, welche er als Knabe in der angegebenen Richtung zurückgelegt. Der Schaffner suchte Unterstützung bei den andern Beamten des Zuges und der Zugführer stellte dem jungen Manne vor, daß er als erwachsener Mann nicht mit einem Kinderbillet reisen könne. Der Reisende weigerte sich, er sagte lächelnd, auf der Rückseite des Billets befinde sich nicht der Vermerk, daß das betreffende Kind nicht wachsen oder älter werden dürfe. Die Beamten hatten Humor genug, die Sache der gerichtlichen Entscheidung zu überlassen.

* **Chinesischer Thee.** Rußland ist bekanntlich der größte europäische Konsument von chinesischem Thee, dessen Einfuhr nach Rußland teils auf dem Land-, teils auf dem Seewege erfolgt. Der überwiegende Teil der Seetransporte wird durch Schiffe der russischen freiwilligen Flotte in Hankau an Bord genommen und nach Odessa verfrachtet. Der Theeversand auf dem Landwege über Kiachta hat nur einen sehr geringen Umfang. Die gegenwärtigen Unruhen in China bedrohen nun die Einfuhr von chinesischem Thee nach Rußland in erheblichem Maße. In Hankau, diesem großen Handelszentrum am Yangtse, stocken die Geschäfte augenblicklich vollständig und falls die Ordnung in China nicht bald hergestellt würde, dürfte die Produktion für das kommende Jahr, aller Voraussicht nach, einen starken Ausfall ergeben. Die Magazine sind mit Thee gefüllt, aber es fehlt an Schiffen für den Transport, denn die Assekuranzgesellschaften weigern sich, Versicherungen anzunehmen, die Banken sind geschlossen und wollen sich zur Gewährung von Vorschüssen absolut nicht verstehen. Auch die Pflanzer können mangels an Geld ihren Arbeiten nicht nachgehen. Die noch unsicherere Verfrachtung auf dem Landwege hat vollständig aufgehört. Unter solchen Umständen sahen sich die russischen Kaufleute vor die Notwendigkeit gestellt, zur Deckung ihrer Bedürfnisse sich an Indien und Ceylon zu wenden. Es hat sonach den Anschein, als ob der indo-chinesische Thee für die nächste Zukunft den chinesischen werde ersetzen müssen.

Verantwortlicher Redakteur: Felix v. Eckardt in Karlsruhe. Druck und Verlag der Badischen Landeszeitung, G. m. b. H., in Karlsruhe.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg